











(Nachdruck verboten.)

**Absinth.**

Roman von M. Corelli.

20) Aus dem Englischen von Adele Berger.

Meinen ganzen Muth zufammenfaſſend, beugte ich mich hinab und befühlte das Herz; es war ſtill wie ein Stein; aber etwas wie ein kleines Rädchen lag darauf. Ich nahm es heraus; es war ein gefaltetes Papier und darin eine dicke Locke weichen dunklen Haars. Paulinens Haar! Ich kannte es wohl — der bloße Duft davon ließ mich wie in einem Krampf erzittern, und ich ſah es raſch in meine Taſche. Dann ſtarrte ich auf mein Werk hinab und — lächelte. Ich — ich allein — ohne jede Hilfe hatte dieſen feinen Mechanismus zerſtört; ich hatte all dieſe Schönheit zerſtört, auf welche die Natur ihr ſchönſtes Siegel gedrückt zu haben ſchien! Warum ſollte ich mich vor dieſen offenen Augen fürchten, dachte ich. Sie waren todte, glanzloſe Körper, ihr vorwurfsvoller Ausdruck bloß Schein. Raſch hinab in das ſtille Waſſer mit dieſer unnützen Laſt! mochte ſie erſt wie ein Stein verſinken und dann, eine entſtellte Maſſe, mit der zerſtörenden Fluß ſchwimmen! Denn das Waſſer brütet wie die Erde hungrige Weſen aus, die mit einem Leichnam kurzen Prozeß machen. Ueberdies war kein Blut, keinerlei Zeichen von Gewalt an ihm zu ſehen, kein Beweis von — Mord. Freilich, am haſtig waren die Spuren meiner Finger, aber was that das? Der ruhe arbeitende Fluß würde ſie wohl in einer Stunde verwiſchen!

Ich richtete mich ſteif in die Höhe und betrachtete forſchend das gegenüberliegende Ufer der Seine, ob nicht vielleicht ein Einſamer dort ſich ergebe und das ſchmeichelnd rauschende Waſſer betrachte; aber Niemand war zu ſehen. Ich hätte ebenſo gut allein in einer Wüſte ſein können, ſo tief ſtill und einſam war die Nacht; die ganze Natur ſchien nur mich zu beobachten, ſo ſchien es mir; der Himmel beugte ſich mit allen ſeinen ſtörenden Sternen zu mir herab, als ob ſie verwundert meinen Erſchlagenen anſtarrten. Abermals hob ich den Körper in die Höhe; dieſesmal fiel der Kopf mit erſchreckender Plöſchlichkeit über meinen Arm, und ein leichter Wind hob das todte Haar von der Stirne. Ich ſah hin — eine inſtinktive Kraft zwang mich, hinzuhelfen . . . und bemerkte eine leichte, aber tiefe Narbe gerade über der linken Schläfe, was mich mit neuer Furcht erfüllte. Wie, wenn der Leichnam gefunden und an dieſer Narbe erkannt werden würde? Bejaß er vielleicht noch etwas, was zu ſeiner Identifizierung führen und Nachforſchungen bezwecken konnte, die zuletzt auf meine Spur führten? Ich legte meine fürchtbare Bürde nieder und durchſuchte haſtig alle ſeine Taſchen — ſie enthielten weder einen Brief noch ein Papier, die auf eine Spur leiten konnten, nur ein Retourbillet nach Rom, das ich zerriß, ein altes Brevier und eine Börſe mit etwa vierhundert Francs. Das Brevier enthielt keinen Namen, und ich ſteckte es zugleich mit der Börſe wieder in die Taſche zurück, wo ich ſie gefunden. Indem ich das Geld nicht berührte, berechnete ich, daß der Leichnam, auch wenn er gefunden werden ſollte, für den eines Selbſtmörders gehalten werden würde, da ein Ermordeter gewöhnlich, beſonders in Frankreich, ſeiner Werthſachen beraubt wird. Dieſe Art von Verdacht, der Gedanke an Mord — wie das Wort mich erſtarrte! — würde in dieſem Falle abgewendet werden, denn dem Umſtande der Prieſterkleidung legte ich keine Wichtigkeit bei.

Von meiner Unterſuchung befriedigt, hob ich die ſtarre, jetzt noch ſchmerzlicher gewordene Laſt in die Höhe, erreichte den Rand des abſchüſſigen Ufers, ſchwankte langſam, Zoll um Zoll den natürlichen Steinwall entlang, der in den Fluß hinausführte, und ſchleuberte den Leichnam mit aller Gewalt von mir. Er fiel aufklaſchend in das Waſſer, und das laute Echo des Falles

hallte von beiden Ufern des Stromes ſo laut wieder, daß es mir ſchien, als müſſe die ganze Welt ſogleich aus dem Schlaf erwachen, über mich herſtürzen und Rechenſchaft über mein Verbrechen verlangen. Ich wartete — mein Herz ſtand vor Schrecken faſt ſtill — wartete, bis die engen Kreiſe im Waſſer immer weiter und weiter wurden und endlich verließen. Kein Laut folgte — Alles war ſtill wie zuvor, Alles ſo wachſam, als ob jedes einzelne Blatt auf den Zweigen der Bäume Augen hätte.

Ich eilte auf den Platz zurück, wo das Ringen ſtattgefunden hatte, glättete mit Händen und Füßen die aufgeriffene Erde, ſchritt ſo lange darüber hin, bis ſie in dem klaren Licht des Mondes ſo ſtich wie ein Brett ausſah; ja, ich überwand mein Grauen ſoweit, daß ich das zerdrückte Gras, auf das Guidel ſterbend niedergefallen war, aufrichtete und wieder zu rechtzupfte.

So, Alles war gethan. Ich hielt inne und betrachtete die Szene. Welch tiefer Friede! Der Mond ſah nachdenklich herab und war wohl in ſeine eigenen Gedanken verſunken, während er über den Himmel zog; die Bäume bebten leiſe in ihren Träumen, vielleicht von zärtlichen Erinnerungen bewegt, und der Strom pläſcherte flüſternd an das Ufer, als ob er von den Blüten auf der anderen Seite den Blüten auf dieſer Seite Küſſe brächte. Der ſchlaftrunkene Zauber der ineinander verſchmelzenden Mitternacht und Frühe ſchien wie ein Opalſchleier in der Luft zu hängen, und während ich mich umblickte, fühlte ich plötzlich, daß ich aus dem ſchönen Vertrauen der Natur ausgeſtoßen war, daß der Leichnam, den ich eben in das murrende Waſſer geworfen, dem Herzen der Dinge näher ſtand als ich!

Langſam und mit einem unerklärlichen Widerſtreben froh ich fort, ſchlich durch die Bäume wie ein erſchrockenes Thier, das vor ſeinem Verfolger flieht, fürchtete mich vor den Mondſtrahlen und den Schatten, vor Allem aber vor der tiefen Ruhe um mich her, eine Ruhe, die faſt fühlbar war. Ich ſtahl mich aus dem Bois und betrat die Suresnes-Brücke; eine loſe Plankte knarrte unter meinem Tritte, und alles Blut ſchoß mir in die Schläfen; dann zwang mich ein Impuls, ſtillzuſtehen. Etwas zog mich, meine Arme auf das Geländer zu legen und hinunter in den Strom zu ſehen. Das Waſſer wogte mir ſilberweiß entgegen, und während ich noch hinunterblickte, ſchwamm eine dunkle Maſſe heran . . . etwas Schweres, Fluthendes. Schwarzes, aus dem zwei fürchtbare Augen zu mir und dem Mond emporſtarrten. Ich klammerte mich mit ſchlagendem Herzen an das Geländer, und plötzlich brach ich in ein fieberhaftes Gelächter aus.

„Silvion!“ flüſterte ich. „Silvion Guidel, wie, ſchon wieder da? Noch nicht zur Ruhe? Schlaf, Mann, ſchlaf . . . Sei zufrieden, daß Du Deinen Gott jetzt gefunden haſt. Gute Nacht, Guidel, gute Nacht!“

Mein Gelächter ging in ein ſchluchzendes Stöhnen über; ich fuhr, an allen Gliedern zitternd, von dem Geländer zurück, und wie ein Kranker aus einem Morphinumſchlaf erwacht, ward ich mir plötzlich bewußt, daß die Fluth ſich gegen Paris zu wenden ſchien, nicht gegen das Meer! Was dann?

Ich wagte es nicht auszukunten. Mit einem wilden Schrei bedeckte ich das Geſicht mit den Händen und floh — ſtürzte den ſtillen Weg nach der Stadt mit der Haſt eines Wahnsinnigen entlang, wie mir ſchien, von einem geſtißten „Mord! Mord!“ verfolgt, das mir die rächende, aufwärts fließende Seine nachrief, die den fürchtbaren Zeugen meiner That mit ſich trug.

Die nächſten drei, vier Tage verlebte ich in einer Art von Delirium, zwiſchen Hoffnung und Furcht, Befriedigung und Verzweiflung. Allmählich aber begann ich meine Feigheit zu verpöſſeln; denn obwohl ich alle Zeitungen mit Gier verſchlang, fand ich nie das Gefürchtete, nämlich den Bericht

von der Auffindung eines Briefers in der Seine und dem Verdachte, daß er auf gewaltsame Art ums Leben gekommen war. Gerade an dem Tage, an dem ich Guidel getödtet hatte, war ein anderer Mord in Paris geschehen, ein viel glänzenderer dramatischerer, der das Gespräch von ganz Paris war, so daß ein Ertrunkener mehr oder weniger im Fluße gar kein Interesse erregte.

Ich glaube, fast eine Woche war verstrichen, seit ich Silvion Guidel zu seiner Abrechnung mit der Gottheit geschickt hatte, als ich eines Tages in einer Seitengasse Pauline entdeckte. Es dämmerte, und sie schritt rasch dahin; aber einen Augenblick erpähte ich doch ihr junges, kindliches Gesicht, die sanften, blauen Augen und das dunkle, lockige Haar. Sie bemerkte mich nicht, und ich folgte ihr in der Entfernung, neugierig, wohin sie ging und wie sie lebte. Sie war sehr ärmlich gekleidet; ihre Gestalt sah dünn und überzart aus; aber sie ging mit einem leichten, raschen Schritt — einem Schritt, der mir anzudeuten schien, daß irgend eine Hoffnung, ein Interesse sie noch am Leben erhalte, wie einsam und verlassen sie auch in der bösen Welt von Paris war. Blötzlich verschwand sie an einer Ecke, und obwohl ich sie fast im Lauffschritt verfolgte, konnte ich nicht entdecken, in welcher Richtung sie gegangen war. Jörnig über meine Dummheit, streifte ich ziellos in der engen Gasse umher und war im Begriff, in einem der schmutzigen Läden nachzufragen, als eine Hand mich von rückwärts faßte, ein lautes Gelächter an mein Ohr tönte und ich, mich umwendend, André Gessoner gegenüberstand.

„Wollen Sie mir einen Besuch abstatten, mein Lieber?“ fragte er mit einem halb spöttischen, halb ceremoniösen Gruß. „Meiner Frau. Sie erweisen mir eine unschätzbare Ehre. Ich wohne da.“ Er deutete auf ein erbärmliches Haus, dessen Dach zur Hälfte abgerissen und dessen drei oberste Fenster zerbrochen waren: „Sehen Sie: „Appartements meublés!“ In der That war diese großartige Ankündigung deutlich auf einem hölzernen Brett zu lesen, das aus einem der zerbrochenen Fenster heraushing. „Ich habe die besten Zimmer,“ fuhr er fort, „den Salon wollen wir es nennen; die anderen Gemächer habe ich noch nicht untersucht, aber ich denke, sie müssen sehr lustig sein. Doch treten Sie ein, lieber Beauvais, treten Sie ein . . . seien Sie mir herzlich willkommen, das Beste, was ich habe, steht zu Ihrer Verfügung.“

Mit den seltsamsten Geberden phantastischer Höflichkeit lud er mich ein, ihm zu folgen.

Ich zögerte einen Augenblick; er sah so wild aus, daß mir vor Gedanke kam, ob ich mich nicht einem Wahnsinnigen auf Gnade und Ungnade überlasse; dann aber erinnerte ich mich rasch an meine eigene Lage; wenn er auch wirklich wahnsinnig war, zu einem Morde hatte ihn der Wahnsinn noch nicht geführt, noch nicht! Auch trieb mich die Neugierde, zu sehen, wie er wohne, und so folgte ich ihm eine krumme Treppe hinauf, wobei ich fast über ein Kind gefallen wäre, ein kruppliges, halb-nacktes Geschöpf, das in einer dunklen Ecke sauerte, an einer Brodkruste knabberte und dabei wie eine zornige Tigertatze pfauchte. Als Gessoner meinen unterdrückten Ausruf hörte, wandte er sich um, spähte nach dem Gegenstand und lachte entzückt auf.

„Ah, das ist eines meiner Modelle aus der Steinzeit!“ rief er. „Wenn Sie den reizenden Jungen zufällig gestohlen haben, Beauvais, so brauchen Sie nicht um Verzeihung zu bitten — er würdige solche Höflichkeiten nicht! Nur zwei Gefühle bewegen ihn: Furcht und Wildheit.“ Damit ergriff er die Masse aus Haaren und Lumpen beim Kragen, schüttelte sie heftig hin und her und rief: „Komm mit, zeig Deine Zähne und Nägel, komm mit!“

Das Geschöpf stieß einen unverständlichen Laut aus und stellte sich auf die Füße; gleich darauf standen wir alle drei in einem niedrigen, großen Raum, der mit Malgeräth und allerlei Blunder angefüllt war, und dessen eine Wand eine riesige Leinwand einnahm, welche eine kopflose Venus darstellte. Gessoner warf sich auf einen Stuhl nieder und begann mit dem Griff eines langen Pinsels allmählich die zerzausten Locken aus dem Gesicht des geheimnißvollen Gegenstandes zu entfernen, der, ohne sich um die Aufmerksamkeit seines Patrons zu kümmern, weiter bis und pfauchte. Endlich kam das Gesicht zum Vorschein — ein Gesicht, halb Affe, halb Wilder, thierisch, abstoßend in jeder Hinsicht außer den herrlichen Augen, die so diamanthell, klar und grausam waren wie die eines Wolfes.

(Fortsetzung folgt.)

## Napoleon der Erste zu Hause.

Erst zu einer Zeit, als die Literatur über die weltgeschichtlichen Thaten und Schicksale des ersten Franzosenkaisers bereits zu einer Bibliothek angewachsen war, hat man angefangen, auch mit der intimen Biographie des großen Corsen sich eingehender zu beschäftigen. Freilich steht das Material, das das Verhältniß des Menschen Napoleon erschließen könnte, was Fülle und Zuverlässigkeit anlangt, in keinem Verhältniß zu dem, welches über den Eroberer Ausschluß giebt. Trotz der Spärlichkeit der Quellen hat der neueste Schriftsteller, der sich eine Schilderung der Häuslichkeit des Kaisers zur Aufgabe gestellt hat, *Maçon*, vermocht, in einem inhaltsreichen Werke (*Napoléon chez lui*, Paris, Dent.) ein vollständiges und, so weit sich erkennen läßt, getreues Bild des täglichen Lebens Napoleons des Ersten zu zeichnen.

Des Morgens zwischen 6 und 7 Uhr betrat der Kammerdiener das Schlafzimmer Napoleons, der niemals mehr als sechs Stunden schlief — sehr oft ließ er es sich an drei genügen; der Kaiser scherzte gewöhnlich mit ihm und befahl ihm, das Fenster zu öffnen, „damit er die frische Luft Gottes athme“; er konnte schlechte Luft nicht vertragen, darum zog er es auch vor, in einem seiner Landschlösser zu weilen, weil ihm die Luft in den Tuilerien nicht erfrischend genug war. Sodann verließ er rasch das Bett legte seinen Morgenanzug an und übernahm von dem Privatsekretär die eingetroffenen Briefe, die er rasch durchflog; die wichtigen legte er bei Seite, die anderen warf er auf den Boden, womit sie, wie er sagte, beantwortet waren. Hierauf sah er die Zeitungen durch, danach erkundigte er sich, wer draußen warte, und nannte die, die er sprechen wollte. Der Oberhofmarschall, die Leibärzte, jeder an seinem bestimmten Tage, ebenso der Hofbibliothekar erschienen ohne besondere Berufung. Der erste Leibarzt, Corvisart, genas des Kaisers volles Vertrauen. Er scherzte häufig mit ihm. „Sie hier, großer Quacksalber! Haben Sie heute schon viele Menschen umgebracht?“ Corvisart ging auf diesen Ton ein und antwortete in ähnlichem Sinne. — Wenn Corvisart nicht erschien, unterhielt sich der Kaiser mit seinem Kammerdiener, der ihm berichten mußte, was man in Paris über ihn sprach; er ließ sich von ihm Neuigkeiten erzählen. Seine Neugier war unerfättlich: man mußte ihm auch den Stadtflatsch mittheilen. Während dieser Unterhaltung trank er eine Tasse Thee. Hatte der Thee den geringsten Beigeschmack, dann gab er ihn zurück, aus Furcht, daß er vergiftet sein könnte. Sodann nahm er ein warmes Bad und arbeitete hierauf mit seinem Sekretär, dem er selbst alles in die Feder diktierte. Es war keine kleine Aufgabe für den Sekretär, dem rasch diktirenden Kaiser zu folgen. Erstaufliehender war jedoch die Leistung Napoleons, der jänmliche Einläufe der verschiedensten Genden, nicht nur seines Landes, sondern ganz Europas ohne Stocken, ohne Zuhilfenahme irgend eines Schriftstücks auswendig beantwortete.

Inzwischen wurde alles zur Toilette vorbereitet, an die der Kaiser nach vollendeter Arbeit schritt. Legte er ein neues Kleidungsstück an, so ließ er sich dessen Preis genau angeben. Als er einmal erfuhr, daß man für ein paar Seidenstrümpfe 10 Francs rechnete, rief er ärgerlich: „Warum sind sie für mich viel theurer als für jeden Anderen? Ich begreife das nicht. Muß ich bestohlen werden?“ Er griff oft aus ökonomischen Gründen ändernd in seine Haushaltungsordnung ein. Eines Tages fand er, daß für Kaffee ein zu bedeutender Betrag ausgegeben werde. Er berechnete, daß bei einem täglichen Gebrauche von 155 Tassen Kaffee im Kaiserlichen Haushalt jede Tasse auf 20 Sous zu stehen komme, was jährlich 56575 Francs ausmachte. Er traf sofort die Verfügung, daß kein Kaffee mehr verabreicht, sondern dafür dem Personal eine Geldentschädigung gegeben werde. Alles war mit dieser Aenderung zufrieden, bis auf die Kammerfrauen der Kaiserin Josephine; der Kaiser ersparte jedoch dadurch jährlich 35 000 Francs. Ein anderes Mal fand er, daß die Wäsche ihm viel zu theuer zu stehen komme; er bestimmte daher selbst den Wäscherlohn für jedes einzelne Stück. — Jeden Monat, ob er nun zu Hause oder im Felde sich befand, machte er die Bilanz über den Stand seiner Privatkassulle, genau die Ausgaben und Einnahmen berechnend.

Um 9 Uhr begab sich der Kaiser in den Salon, in dem der Kammerherr vom Dienste die Prinzen des Kaiserlichen Hauses die Kardinals, die obersten Würdenträger und die bedeutendsten Männer einführte, und zwar in der ihrem Range entsprechenden Reihenfolge. Für Jeden hatte Napoleon ein Wort; er hielt genau Umweihen über die Anwesenden und nahm es übel, wenn man ohne triftigen Grund fehlte. Ein stummer Gruß bedeutete den Erschienenen, daß sie sich entfernen könnten. Der Kaiser er-

theilte sodann Privataudienzen. Der Kammerherr rief die Namen der ihm vorliegenden Liste auf, von der Napoleon eine Abschrift besaß, damit kein Mißbrauch mit seiner Gunst getrieben werde. In der Regel währten die Audienzen bis halb zehn Uhr, der für das Frühstück bestimmten Stunde. Oft geschah es jedoch, daß sie sich bis elf Uhr in die Länge zogen zum Verger des Palastpräfecten, der nichts dagegen thun konnte, wenn die Frühstückspeisen kalt wurden. Die Mäßigkeit herrschte hier vor; im Laufe der Jahre wurde die Reihe der Gänge immer mehr verkleinert. Der Kaiser aß sehr rasch, gab nichts auf die äußere Form, oft griff er mit der bloßen Hand in die Schüssel und beleckte gar arg seine Kleider. Auch hielt er nicht die Reihenfolge der Speisen ein. Sein Lieblingsgericht bildete Puhn mit jeder Art Dünke; er nahm etwas Braten und Backwerk, am liebsten die italienische Nationalspeise: Maffaroni mit Parmesantäse. Bei dem bloßen Gedanken, daß sich ein Haar in einer Speise vorfinden könnte, ward ihm übel. Gleichwohl wußte er sich auch in diesem Falle zu beherrschen. Im Mai des Jahres 1811 hatte er den Einfall, in Cherbourg mit den Soldaten zu speisen; er ließ sich von ihrem Brode geben und aß von ihrer Suppe; kaum hatte er den ersten Löffel zum Munde geführt, so fand er ein Haar in der Suppe. Er zog es heraus und aß die Suppe weiter, denn er wollte sich von seinen Soldaten auf keiner Schwäche er-tappen lassen.

Auch im Trinken war Napoleon überaus mäßig; er trank bloß gewässerten Wein. In keinem seiner Paläste gab es einen Weinkeller.

In der Regel nahm er das Frühstück allein ein; eine Ausnahme machte er während der kurzen Zeit, die von seiner zweiten Hochzeit bis zur Niederkunft Maria Louises verstrich. Nach der Geburt des Königs von Rom kehrte er zu seiner früheren Gepflogenheit zurück; doch hatte nunmehr die Erzieherin seines Sohnes die Pflicht, diesen täglich während des Frühstücks zum Kaiser zu bringen. Er nahm ihn auf den Schooß, gab ihm von allen Speisen zu kosten und lachte laut, wenn die Erzieherin in ihrer Angst um das Kind aufschrie. Der kleine Prinz streckte seine Händchen einmal nach einer Tasse Kaffee aus, Napoleon ließ ihn einen Schluck nehmen und bemerkte lachend, als der Knabe ob des bitteren Kaffees ein eigenthümliches Gesicht machte: „Du hast noch viel zu lernen, denn Du kaimst noch nicht heucheln.“

Manchmal empfing er auch Künstler und Gelehrte während des Frühstücks, und zwischen ihm und den Akademiker Ameilhon soll sich einmal folgendes Gespräch entsponnen haben: „Ah! Sie sind Herr Ancillon?“ — „Ja, Sire, Ameilhon.“ — „Ja, ja, Ameilhon. Sie haben die römische Geschichte Lebon's fortgesetzt?“ — „Ja, Sire, Lebeau's.“ — „Ja, ja, Lebeau's — bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Araber?“ — „Ja, Sire, durch die Türken.“ — „Ohne Zweifel durch die Türken im Jahre 1449.“ — „Ja, Sire, im Jahre 1453.“ — „1453, das ist richtig.“

Die Zeit dieser Zerstreuungen war überaus kurz bemessen. Der Kaiser eilte bald wieder an die Arbeit, für die er, wie er einmal mit Recht bemerkte, geschaffen sei. So kam es denn, daß er häufig noch bei der Arbeit saß, wenn die Stunde der Mittagsmahlzeit schon verstrichen war. Er vergaß es oft, daß er noch nicht gespeist hatte, und Niemand wagte es, ihn daran zu erinnern; erst nach seiner Vermählung mit Maria Louise gewöhnte er sich diesbezüglich an einige Buntlichkeit, weil ihn die Kaiserin an die Einhaltung der Ordnung mahnte. Das Diner zeichnete sich gleichfalls durch Einfachheit und Mäßigkeit aus, was bei den Sitten jener Zeit, da auf den Tisch eines Bürgers in der Regel sechzehn Gerichte kamen, wohl besonderer Beachtung werth ist. Die Mahlzeit währte nur kurze Zeit; als man ihm darüber Vorstellungen machte, daß sich dies mit seiner Würde nicht vertrage, und ihm einige sich beziehende Epigramme des Grafen Koblenz überbrachte, behnte er die Mahlzeiten um einige Minuten aus. Jedem erlaubte sich sodann die Bemerkung, der Kaiser sei nicht mehr so stink. „Das ist die Korruption der Nacht,“ erwiderte Napoleon darauf. Sehr häufig arbeitete er auch beim Diner, stellte während desselben z. B. die Liste der Bücher zusammen, die er lesen wollte, ließ sich von seinem Bibliothekar über die neuen Erscheinungen der Literatur unterrichten und sich fremde Zeitschriften und Flugblätter übersetzen. Wichtige Depeschen wurden ihm auch während der Mahlzeit gebracht. Kaum war der letzte Bissen verzehrt, so zog sich der Kaiser in das Gemach seiner Gattin zurück, wo er den Kaffee nahm, den die Kaiserin selbst zuckerte und ihm eigenhändig reichte.

In den Sälen der Kaiserin, fügt der Bestir Lloyd, dem die diesen Auszug entnehmen, hinzu, fand sich am Abend stets eine glänzende Gesellschaft ein; der Kaiser verhielt sich meist sehr zugespitzt. In früheren Jahren, ehe noch die Kaiserkrone sein Haupt drückte, unterhielt er sich wohl hin und wieder beim Kartentisch mit dem Damenkreise, der die Gemächer Josephinens verzierte; allein mit dem Tage, da er die Insignien des Kaiserthums gewonnen hatte, begann an seinem Hofe die Herrschaft die Langweile. War es Berechnung oder Pflichtgefühl, daß er sich von den öffentlichen Zerstreuungen fast ganz fern hielt? Ich denke, die Arbeitslast und Arbeitslust erklären dies in gleicher Weise. Im Jahre 1806 (am 23. Februar) veranstaltete der Marineminister einen Ball, für den auch Napoleon sein Erscheinen zugesagt hatte. Gleichwohl ließ er am Abend den Finanzminister zu sich bitten, um eine dringende Angelegenheit mit ihm zu bearbeiten. „Es wird wohl Zeit sein, wenn wir um 10 Uhr auf den Ball gehen,“ bemerkte er. Um Mitternacht klopfte es an die Thür. Ein Page meldet die Botenschaft der Kaiserin, daß der Ball wunderschön sei und der Kaiser erwartet werde. Der Kaiser läßt seiner Gemahlin sagen, er arbeite mit dem Finanzminister und werde bald kommen. Eine Stunde später eine neue Mahnung, dieselbe Antwort. Die Arbeit geht weiter. Endlich schlägt die Uhr drei. „Ah, guter Gott,“ jagt Napoleon zu seinem Mitarbeiter, „es ist bereits zu spät, um den Ball zu besuchen, gehen wir lieber ins Bett. Und da glauben viele Leute, daß wir unser Leben mit Zerstreuungen verbringen und, wie der Orientale sagt, mit dem Verzehren von Süßigkeiten!“

### Allerlei.

**In der Lüneburger Heide** ist im vorigen Sommer der letzte Rest eines selbständigen Dorfes verschwunden. Die Provinzialverwaltung der Provinz Hannover hat die beiden letzten Höfe des Ortes Derrel bei Wunstorf im letzten Jahre angekauft. Derrel hatte fünf große Bauernhöfe und ein Schulhaus. In alter Zeit war der Ort Sitz eines Besitzherrn. Die beiden Besten Wunstorf und Derrel, im „Gau Elbstorf“ belegen, machten die „alte Heidemark“ aus, die Provinzialverwaltung hat hier in Derrel eine Filiale der Korrigenden- und Landarmenanstalt zu Wunstorf errichtet und beschäftigt die Jurassen fast ausschließlich mit der Aufforstung der großen dortigen Oedländerieen. Die alten Bauernhäuser mit ihren Nebengebäuden sind abgebrochen, einige find in zweckdienlicher Weise zu Arbeits-, Eß- und Schlaf-sälen, zu Holzszellen zc. umgebaut. Unter den starken Eichen der ehemaligen Höfe steht dichtes Unterholz. In den Hausgärten werden aus Waldsamen Waldbaumpflänzlinge gezogen. Die Dend-fächen werden mit der Hand, aber auch mit dem Dampfflug urbar zum Waldbau gemacht. Auch kulturhistorisch ist diese alte Derreler Best interessant. Zu Derrel gehörte der sagenumwobene Heidbrugg, von dem „mehr Geschichten“ zu erzählen, als Gebäude auf dem Hofe standen. Jerner gehörte zu der Best das Dorf Boitzen, aber nur mit drei Haushalten: vier Hofbesten gehörten nach der Amtsvoigtei Hermannsburg. Die Hoheitsgrenze dieser Voigtei ging mitten durch das Dorf, auch die alte Grenze der noch früheren Gawe. Da nun im Best manches andere Recht galt, wie in der Voigtei, z. B. in Erbschaftsachen, Eheverträgen, so kamen manche seltliche Fragen vor das öffentliche Gericht. Dort war es zur Vermeidung von späteren Irrungen besser, wenn der Advokat eher seines Amtes waltete, bevor Amor den üblichen Pfeil schwirren ließ. Einem einstigen Hofe dieser Best ging die Grenze mitten durch's Haus „bis uff den Kessel-haken“ über dem Herd. Die eine Hälfte des Hauses hatte somit eine andere Gerichtsbarkeit wie die andere.

**Ein amüsanter Erlebnis** erzählt der Direktor des königlichen Opernhauses zu Brüssel, Calabresi. Vor ungefähr 30 Jahren erhielt Calabresi die Konzession des städtischen Theaters, an welchem alle bisherigen Leiter in kürzester Zeit ihr Geld verloren hatten. Damals war noch die Schuldhast in Kraft. Calabresi hatte kaum acht Tage den Direktionsseffel inne, als er den Besuch des Gefängnis-Direktors der Stadt erhielt. Letzterer war gekommen, um den neuen Direktor zu bitten, ihn die Vergünstigung des freien Eintritts in das Theater zu be-lassen, den er unter dessen Vorgängern ebenfalls genossen hatte. Calabresi war nicht wenig darob erstaunt, denn er konnte sich nicht denken, welche Dienste der Gefängnis-Direktor dem Theater erweisen konnte, um auf eine derartige Gunst Anspruch machen zu dürfen. „Das ist sehr einfach,“ erklärte der Besucher. „Sie werden gewiß gehört haben, daß ich die Ehre hatte, viele von



hren Vorgängern in den 20 Jahren meiner Thätigkeit als Gefängnis-Direktor zu beherbergen, und diese werden Ihnen gern bestätigen, daß ich ihnen das Leben bei mir so angenehm zu machen suchte, wie es sich nur irgend mit dem Reglement meines Instituts vereinigen ließ." Calabresi überlegte, daß man nie wissen könne, was einem im Leben noch zustößen kann, und er bewilligte das Ansuchen. Er hat jedoch nie nötig gehabt, die Gefälligkeit des Herrn Gefängnis-Direktors in Anspruch zu nehmen.

Die Darstellung künstlicher Diamanten in größeren Exemplaren soll E. Monat geblüht sein. Er verfährt in der Weise, daß er gepulverte Kohle und Eisenspäne in einen Zylinder aus Stahl bringt, diesen vollends mit flüssiger Kohlenäure füllt, ihn dann fest verschließt und nun mittelst zweier in den Zylinder eingeführter Elektroden das Gemisch aus Eisen, Kohle und flüssiger Kohlenäure der Einwirkung des elektrischen Lichtbogens aussetzt. Bei der so erzeugten Temperatur schmilzt das Eisen und nimmt die beigemengte Kohle theilweise gelöst auf: gleichzeitig aber geht natürlich die flüssige Kohlenäure in den gasförmigen Zustand über und übt dabei, da ihr der Austritt aus dem Stahlzylinder verwehrt wird, einen ungeheuren Druck auf das Gemenge aus Eisen und Kohle aus. Durch diesen Druck, der übrigens schon bei 45 Grad etwa 100 Atmosphären beträgt und der bei der Hitze des elektrischen Lichtbogens zu einer kolossalen Höhe anwächst, wird die Löslichkeit der Kohle in dem geschmolzenen Eisen erheblich vergrößert, und beim Abkühlen soll sich dann der Kohlenstoff in Kristallen von ansehnlicher Größe ausscheiden. Die im Zylinder befindliche Masse bleibt zusammenhängend und wird nicht, wie beim Moissan'schen Verfahren, in einzelne ganz kleine Kügelchen vertheilt. Nach vollständiger Abkühlung wird der Zylinder geöffnet, der Inhalt herausgenommen und die Krystalle werden durch Auflösen des Eisens in verdünnter Salzsäure freigelegt. Monat behauptet, daß die so erhaltenen Krystalle theils wirkliche Diamanten, theils dem Diamanten nahe kommende Körper seien von einer Härte, mit der Glas geritzt werden kann. Anstatt den Druck durch flüssige Kohlenäuren herzustellen, könne man denselben auch auf jede andere passende Weise, z. B. durch Zusatz von organischen Körpern, wie Paraffin und Valerin, erzeugen — wesentlich sei nur, daß die Masse während der Einwirkung des elektrischen Stromes und auch noch während des Abkühlens unter starkem Druck stehe. An Stelle des Eisens könne man ferner auch andere kohlenstoffhaltende Metalle, wie Kobalt und Nickel, verwenden. Ob das Verfahren irgend welcher technischen Anwendung fähig ist, bleibt abzuwarten. Uebrigens hat auch Moissan, wie der Prometheus bemerkt, darauf hingewiesen, daß in geschmolzenen Metallen gelöster Kohlenstoff unter vermehrtem Druck mit bei weitem größerer Härte und Dichte auskristallisiert, als unter gewöhnlichem Drucke.

Zwei neu entdeckte Seen in Afrika. Der Afrikaforscher Lieutenant Meiser, der eine größere Reise in den zum Theil noch unbekanntem Gebieten des Klima-Nubcharo gemacht hatte, berichtet über zwei neue Seen, die er zwischen Klima-Nubcharo und dem Meere gefunden hat. Auf dem Rückmarsch von Meru nach Arusha traf er im Sommer vorigen Jahres auf einen bisher noch unbekanntem See, den Ngoro Latende, wie ihn die in der Nähe ansässigen Wandocobos nennen. Eine genauere Aufnahme des Sees war leider nicht möglich, da seine Instrumente zur Verfügung standen und auch Peilungen mit dem Kompaß nur ungenau sein konnten, da alle, auch die kleinsten Berggruppen vollständig in Wolken gehüllt waren. Die Längenausdehnung des Sees verläuft von Südosten nach Nordwesten und hat etwa eine Länge von 12—15 km. Seine größte Breite beträgt am Nordwestende ungefähr 5—6 km. Zahlreiche Hügel schließen den See ein und bilden durch vorspringende Ausläufer viele Buchten. Sein Wasser ist leicht salzig. Von einem so großartigen Vögelleben wie am Manaratale ist hier keine Rede, nur vereinzelt sieht man Enten, Möven, Reiher, in den Buchten sind sehr viele Flusspferde. Ungefähr 3 km östlich dieses Sees liegt noch ein kleinerer, dessen Durchmesser etwa 4—5 km beträgt, der Ngoro melo, welcher auch eine sehr große Anzahl von Flusspferden beherbergt. Das umliegende Gelände ist feurig und mit dichtem Getreide bewachsen. Wild ist außer des Nashörners hier aus Mangel an Weideplätzen nur sehr wenig vorhanden.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Der Kampf um den Erdball. Der Kampf zwischen den beiden mongolischen Hauptreichen Ostasiens, in welchem 40 Millionen Japaner 380 Millionen Chinesen auf allen Punkten entscheidend geschlagen haben, hat die ungeheure Kulturfähigkeit des kleinen Inselreiches offenbart, und immer mehr zeigt sich neben der militärischen Tüchtigkeit eine nicht geringere wirtschaftliche, mit welcher das Abendland zu rechnen haben wird. Man hat denn auch schon das Gespenst einer neuen Mongolenfahrt für Europa an die Wand gemalt und die allmächtige Verdrängung der europäischen Völker aus ihrem Brode durch die ragen, minder anpruchsvollen, an geringere Lebensbedürfnisse gewöhnten asiatischen Konkurrenten prophezeit. Daß diese Gefahr nicht

gar so groß ist, weist ein Aufsatz von Alexander Tille im Januarheft von „Nord und Süd“ (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender) nach: „Der Kampf um den Erdball“, in welchem der Verfasser auf die Ueberlegenheit der mittelständischen Völker, mit denen sich in körperlicher und geistiger Beziehung keine andere Menschenart messen kann, hinweist und ferner die Chancen erörtert, welche die einzelnen mittelständischen Nationen in dem Kampfe um die Erdoberfläche haben. Besonders Interesse erregt bei uns naturgemäß das Prognostikon, das der Verfasser der germanischen Rasse, insbesondere Deutschland stellt, und Beachtung verdient seine Mahnung: „Wollte unsere Sozialgesetzgebung, statt einseitig eudämonistischen oder nationalökonomischen Rathschlägen zu lauschen, die einfachsten volkswirtschaftlichen Gebote berücksichtigen, so ließen sich die Schicksale des deutschen Stammes auf Jahrhunderte hinaus beeinflussen.“ — Das Januarheft von „Nord und Süd“ enthält ferner folgende Beiträge: „Die Puppe.“ Novelle von Hans Hofmann; „Albert Moeser.“ Uebersicht seines Lebens und Wirkens. Von Walter Bornmann; „Die militärischen Lehren des ostasiatischen Krieges.“ Von A. Rogalla von Bieberstein; „Bertrand du Guesclin.“ Von E. Maacke; Gedichte von Theobald Nöblich; „Zwei Geschichten vom Glücke.“ Von Theodor Kirchner; „Staatsbürgerthum.“ Von John Lubbock. Bibliographie. (Illustrirt.) Das Heft ist mit dem Portrait Albert Moesers in Radirung geschmückt.

— Von dem geographischen Hausbuch: „Die Erde und ihre Völker“ von Friedrich v. Hellwald, vierte Auflage, bearbeitet von Dr. W. Ule (Stuttgart, Verlag der Deutschen Verlagsgesellschaft U n i o n) liegen einige weitere Lieferungen (11/14) vor, die Afrika und Europa behandeln. Aethiopien, Ost- und Innerafrika, Transvaal, Madagaskar u. bieten gerade in heutiger Zeit, ein besonderes Interesse, während Spanien und Italien als alte Stätten der Kultur stets Beachtung erfordern. Die volkstümliche Darstellung und der reiche Bilderreichtum geben dem Werke den Charakter eines Hausbuches, das von Alt und Jung mit Nutzen studirt werden kann. Der billige Preis für die Lieferung ermöglicht die Anschaffung Jedermann.

— Das große illustrierte Familienjournal „Für alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin) bringt über neue Erfindungen und Entdeckungen leichtfassliche, gemeinverständliche Artikel und Abhandlungen aus sachverständiger Feder und mit klarlegenden Illustrationen versehen. Auch das schön ausgestattete Weihnachtsheft (13) weicht von der übernommenen Aufgabe, die praktische Technik volkstümlich zu machen, nicht ab; es bringt neben den spannenden Romanen „Unter fremder Schuld“ von Ludwig Habicht und „Schuf und Nuthung“ von A. D. Klausmann und der Weihnachtsummersione „Auf allerhöchsten Befehl“ von Erich Fries illustrierte Artikel über eine einleuchtige „reitende“ Hochbahn, über eine neue Wirkung an Militärgehwehren, die sogar das sichere Schießen bei mattem Licht, bei Mondschein u. ermöglicht, über ein „Telegraphen“ genanntes schreibendes Telephon und über neue Zündhölzer. Interessant ist ferner eine Abhandlung über „Eigenartige Techniken“, in der bisher meist unbekannte Verfahren des asiatischen Kunstgewerbes, wie Messing-Niello, Adirakunst, Tauschiten und Kiligran-Arbeiten mit Bogelfeder-Email vorgeführt werden. Der überaus reiche illustrative Theil des Heftes bezieht sich zumeist auf das Weihnachtsfest. Wir finden Holzschmittreproduktionen der Gemälde „Im Festschmuck“ von K. v. Bergen, „Nikolomarkt in Wien“ von W. Gauze, „Eine traurige Weihnachtskrippe“ von Adolf Hering, die vielfarbigen Aquarell-Fachmalerdrucke „Da liegt die Bekehrung“ von William Page und „Auf dem Weihnachtsmarkt“ von Albert Schöbel. Dann „Sommers Weihnachten“ und „Am Weihnachtsabend auf Vorposten vor Paris“ von Hans Krause. Auch der Humor ist in drei Bilderreihen vertreten: „Titas Glade“, „Die Mode in den Colonien“ und „Ein Clown-Abenteurer in Afrika“.

— Ranzen läßt in Lieferung 4 seines Werkes „In Nacht und Eis“ (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) einen Einblick thun in das Zusammenleben der 13 Mitglieder der Expedition; die Schilderung rühmt von einem Unbetheiligten, dem Ruffen Trontheim her, der Namen von Baron v. Toll mit 40 Schlittenhunden nach Chabarowa entgegengeführt worden war. Trontheim sagte: „Es ist augenscheinlich, daß dies eine Familie ist, einzig und von einem Gedanken befeuert, an dessen Durchführung alle leidenschaftlich arbeiten. Alle schwere und grobe Arbeit an Bord ist gleichmäßig vertheilt und es giebt keinen Unterschied zwischen dem einfachen Matrosen und dem Kapitän oder dem Chef der Expedition selbst. . . Am 3. August wurden auf der „Kram“ Kohlen aus dem Schiffsraum nach dem Zeitraum (Kohlenbunker) hinuntergetragen. An dieser Arbeit theilhaftigen sich sämtliche Mitglieder der Expedition, Ranzen an der Spitze. Die Arbeit ging in bester Eintracht munter von Statten.“ Man sieht daraus, daß Ranzen sich die rechten Leute ausgesucht hatte, daß er verstanden hat, die Aufgaben richtig zu vertheilen und daß er das Geheimniß kannte, den nach Payers Ansicht sich bei langen Polarreisen leicht einstellenen Geist der Meuterei fern zu halten, indem er die Leute der „Kram“ nicht in Gelehrte und Ungelehrte, Höhere und Niedere schied. Auf seinem Schiffe waren, wie es dem demokratischen Sinne seines Vaterlandes entspricht, Alle gleich und darin lag ihre rege Stärke in Ueberwindung äußerer und innerer Gefahren.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.